Nr. 603. 42. Jahrgang. Ausgabe für Berlin und Umgegend. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 27. November 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Eingeworfene Fensterscheiben.

Der stille, aber literarisch gefestigte Ruhm, dessen sich das Grenzstädtchen Zabern durch den frommen Knecht Fridolin erfreute — er war, wie man sich erinnert, „in der Furcht des Herrn" ergeben der Gebieterin, der Gräfin von Savern — hat durch den Leutnant v. Forstner eine laute und unfreuliche Auffrischung erfahren. Ein „frommer Fridolin" scheint dieser jugendliche Held und Erzieher gerade nicht gewesen zu sein, und nach all dem Lärm, den seine Unbesonnenheit angerichtet hatte, war es wirklich hohe Zeit, daß etwas geschah, ihn in der „Furcht des Herrn" zu erhalten. Daß der Kommandierende in Person gen Zabern gezogen ist, um dem Leutnant vor versammeltem Offizierkorps einen „scharfen Verweis" zu erteilen, ist immerhin etwas. Noch besser ist jedenfalls das strikte Verbot, das Schimpfwort „Wackes" zu gebrauchen. Und wenn außerdem den Soldaten das Schwatzen über dienstliche Angelegenheiten untersagt wird, so ist das ganz gewiß auch kein Unglück. Nur gehört als Ergänzung noch dazu, daß eine Wiederkehr ähnlicher Vorgänge im Dienst mit der gleichen, rücksichtslosen Energie unterdrückt werde, wie der überflüssige und unverantwortliche Kneipenklatsch darüber. Verlangt man von dem gemeinen Mann, daß er seine Zunge jederzeit in der Gewalt habe und sich seiner Verantwortung bewußt bleibe, so wird man die gleiche Forderung — ohne unpatriotisch zu werden — ja wohl auch an den Offizier stellen dürfen. Wobei man vielleicht noch daran erinnern darf, daß in früheren Zeiten vom Offizier verlangt wurde: er habe in jeder Beziehung, und vor allem im Dienst, ein Beispiel zu geben und ein Vorbild zu sein.

In den Kreisen, die den Patriotismus und die „Liebe zum Heer" gepachtet haben, scheint man über diesen Punkt neuerdings ja anders zu denken. Die „Kreuzzeitung" stimmte zunächst ein Heldenlied auf den Leutnant v. Forstner an, und bequemte sich ganz zuletzt nur zu dem Zugeständnis, entschuldigend vom „faux pas" eines „blutjungen Offiziers" zu sprechen; was im Zusammenhang mit giftigen Ausfällen gegen die elsässische Bevölkerung nur heißen konnte, auf einen gelegentlichen faux pas habe jeder junge Offizier, wofern er sonst nur „schneidig" aufzutreten wisse, ein unveräußerliches Anrecht. Nun braucht man gewiß nicht zu verlangen, daß es beim Rekrutenunterricht zugehe wie in einem Töchterpensionat. Man kann aber verlangen, daß „faux pas", die dabei etwa gemacht werden, nicht als durch Brauch und Herkommen geheiligt betrachtet, sondern nach den eintretenden Folgen gewertet werden. Für seine Taten, auch für die im Jugendübermut begangenen, ist jeder verantwortlich.

Und mehr oder minder geistvolle Scherze, die in den Kasinos und in den Kadettenanstalten heute vielleicht noch ebenso herzlich belacht werden wie damals, tun nach unten und nach außen heute eine ganz andere Wirkung. Scherze, die der Rekrut von vor 30 Jahren sich womöglich noch zur Ehre anrechnete, empfindet der Rekrut von heute vielleicht nur als Beleidigung. Das Selbstgefühl der handarbeitenden Volksschichten, soweit sie nicht ausschließlich auf den gesegneten Fluren Ostelbiens tätig sind, ist in 30 Jahren ganz bedeutend gewachsen. Dies Selbstgefühl aber stammt zu einem weit größeren Teil, als aus der grauen Theorie der Hegelschen Schule, aus der Schule des preußischen Heeres. Gerade darum ist es ein Zeichen ungesunder Rückständigkeit, wenn Offiziere für das veränderte Wesen des Rekruten von heute kein Verständnis haben. Wenn man auf so gespanntem Fuße miteinander steht, wie Heeresverwaltung und Arbeiterbewegung, dann sollte man beiderseits mit Scherzen lieber zu sparsam als zu freigebig sein, und vom Offizierkorps sollte man fordern, daß es auch hier den Ton angebe. Ein Offizier, der von der ernsten und strengen Lebensauffassung eines Gneisenau und Moltke noch einen Hauch verspürt hat, ist gerade für ein im Innern widerspenstiges Rekrutenmaterial sicher zehnmal geeigneter als ein „lustiger Bruder".

Ganz und gar nicht am Platz aber sind die „lustigen Brüder" in einem Grenzlande, wo die sozialen Gegensätze noch durch solche nationaler oder nationalistischer Natur verwickelt werden. Die Fensterscheiben, die der muntere Leutnant von Zabern eingeworfen hat, wird das Deutschtum in Elsaß-Lothringen zu bezahlen haben. Dafür scheint die Zivilverwaltung von Anfang an ein besseres Empfinden gehabt zu haben, als das Generalkommando. Wird diesem doch selbst in einem so gemäßigten und regierungsfrommen Blatt wie der „Kölnischen Zeitung" der Vorwurf nicht erspart, es habe den Zaberner Fall „nicht richtig" behandelt. Die militärischen Behörden scheinen sich viel zu rasch bei der „Auffassung" des Leutnants beruhigt zu haben, der mit dem Schimpfwort „Wackes" nur einen notorischen Rowdy gemeint haben will. In jener Straßburger Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung" wird aber mitgeteilt, die Strafkammer in Mülhausen habe kürzlich einen Arbeiter, der einen anderen „Wackes" schimpfte, zu einer Woche Gefängnis verurteilt. Gewiß braucht ein Leutnant in der Rangordnung der landesüblichen Schimpfworte nicht so bewandert zu sein, wie in der militärischen; aber dann soll er eben in ihrer Anwendung vorsichtig sein, sich an dem ihm geläufigen Vorrate genügen lassen und neue Ausdrücke meiden, selbst wenn sie dem „jungen Blut" noch so scherzhaft vorkommen. Heute liegen — immer nach dem Gewährsmann der „Kölnischen Zeitung" — die Dinge so, daß sich die gesamte elsässische Bevölkerung, Alteingesessene wie Zugewanderte, durch den Ausdruck des Leutnants und die Auslobung seiner Prämie verletzt fühlt.

Der „Kreuzzeitung" erscheint diese unbesonnene Tat wohl nur deshalb in so auffallend milder Beleuchtung, weil sie die Handhabe bieten könnte, einen bei ihr in Ungnade gefallenen Kanzler aus dem Sattel zu heben. Wählerisch waren die Triarier in ihren Mitteln noch nie, wenn es galt, die Regierung in der „Furcht des Herrn" zu erhalten. Außerhalb der konservativ-alldeutschen Zelte denkt man über das Unheil, das da im Reichsland angerichtet worden, doch anders. Auch wir wünschen dort kein Regiment, das die Zügel am Boden schleifen und sich von Kaffeehauspolitikern und Muhelden ins Bockshorn jagen ließe. Aber wir meinen, wer in einem Grenzland, und vollends in einer Zeit des Ueberganges, die staatliche Ordnung zu vertreten und aufrecht zu erhalten hat, der muß vor allen Dingen sich selbst in der Gewalt haben. Darum bleibt unser ceterum censeo: „blutjunge Offiziere" von der munteren Art, die sich die Neigung zu Scherzen nicht einmal solange verkneifen können, bis sie Land und Leute ein wenig kennen gelernt haben, oder die es vielleicht gar für unter ihrer Würde halten, Land und Leute kennen zu lernen, die gehören nicht in die Garnisonen der Grenzlande. Bei allem Selbstbewußtsein, das unsere Maßgebenden auszeichnet, könnten wir in diesem Punkt von unseren Nachbarn lernen. In Frankreich gilt der Dienst an der Grenze als eine ganz besondere Ehre, deren aus dem Offizierkorps nur die Tüchtigsten gewürdigt werden. Der französische Offizier, der in seinem Beruf aufgeht, strebt nach einer Garnison an der Grenze, wo der deutsche nur zu oft — nach einem Garderegiment strebt. Ja, die Versetzung an die Grenze wird bei uns vielfach, und leider nicht immer mit Unrecht, als Zurücksetzung oder geradezu als Strafe empfunden. Diesem ungesunden Zustande wäre unschwer ein Ende zu machen, wenn man ernstlich wollte. Der heillose Lärm, den der Zaberner Fall gemacht hat, wäre aber eigentlich ganz dazu angetan, den Ernst dieses Willens endlich zu wecken.

Die bevorstehende Anleihedebatte in Frankreich.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 27. November.

Die große Debatte über das Anleiheprojekt beginnt heute nachmittag in der Kammer und dürfte einige Tage in Anspruch nehmen. Als Vorspiel kann zuerst eine große sozialistische Demonstration, die sehr viel Zeit in Anspruch nehmen wird und beinahe so aussieht, wie ein Obstruktionsmanöver. Die sozialistische Partei wird noch vor Beginn der eigentlichen Debatte ihren Antrag verteidigen, daß auf alle Anleihen verzichtet werden solle, und daß die Regierung durch eine Neuregelung der Finanzwirtschaft, durch Beschränkung der Ausgaben in Marokko und durch Herabsetzen der Dienstzeit das Defizit zu decken habe. Da Jaurès selbst diesen etwas phantastischen Antrag vertreten wird, kann das eine sehr schöne, aber sehr nutzlose Rede von einigen Stunden geben. Die sozialistisch-radikale Partei hat gestern beschlossen, die dreiprozentige dauernde Anleihe für alle außerordentlichen Heeresausgaben zu bewilligen, die Einbeziehung der Erbschaftssteuer in das Anleiheprojekt zu fordern und für die Fassung der Kommission zu stimmen. Die Regierung verwirft bekanntlich die Fassung der Kommission, in der die Steuerfreiheit der Rente nicht genügend gesichert wird, und so ist der Konflikt da. Vermittelungsversuche sind möglich, und vielleicht einigt man sich auf einen Vorschlag des Abgeordneten Reinach, der darauf ausgeht, die Anleihe nur für eine bestimmte Zeit, für zehn Jahre vor der Couponsteuer zu sichern. Herr Barthou wird sich vermutlich, wie es seine Politik ist, von den Debatten treiben lassen und die Vertrauensfrage erst dann stellen, wenn er eine große Majorität hinter sich sieht.

Die katholisch-konservative Gruppe der „Action libérale" billigte die Vorbehalte, die ihr Obmann Piou und Graf de Mun im Budgetausschusse geäußert hatten, indem sie sich gegen eine Anleihe aussprach, die dazu dienen sollte, das Defizit zu verheimlichen und die Kosten für die marokkanische Expedition zu bezahlen, deren Ausgaben bereits in die Budgets der früheren Jahre eingestellt waren. In parlamentarischen Kreisen wird versichert, daß das Ministerium bezüglich der Anleihezifffer von mindestens 1300 Millionen und in der Frage der Steuerfreiheit der Rente unbeugsam bleiben werde.

Reise Kokowzows zum Zaren.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

St. Petersburg, 26. November.

Der Minister des Innern Maklakow rest nächster Tage nach Livadia ab, um dem Zaren Vortrag über die letzte Konferenz der Oberobristen und ihre gegen die Regierung gerichtete Resolution zu halten. Auch der Premierminister Kokowzow wird nach Livadia reisen, um über seine Auslandreise, die seine Position ungemein gefestigt hat, wie über die Hallung des Oberprokurators Sabler

Am Rande der Stadt.

Drei Tage zu Fuß um Berlin.*)

Von [Nachdruck verboten.]

Armin T. Wegner.

Der Ring der Gräber.

In der ersten Frühe des zweiten Tages meiner Wanderung ging ich jene breite Straße entlang, die von Tegel durch Reinickendorf immer gradeaus bis hinunter nach Wedding und weiter an das Oranienburger Tor führt, wo die Häuser an der Müller- und Scharnweberstraße wie in einem wahnsinnigen Wettrennen begriffen sind bis nach Tegel hinaus. In wilder Wirrnis, über- und untereinander stürzend, scheint es, als wenn sie voll atemloser Hast sich gegenseitig zertreten wollten.

Ich ließ die Irrenhäuser von Dalldorf links liegen und kam bei Reinickendorf durch die ersten größeren Friedhöfe. An Wedding vorbei wandte ich mich noch einmal zurück, bis zu den zweiundsechzig Gebäuden des Virchowschen Krankenhauses, und weiter durch eine Wüste grauer Mauern und Kanäle bis hinunter nach Plötzensee, um hinter dem Strafgefängnis den kleinen Friedhof der Gefangenen zu suchen.

Ganz im äußersten Zipfel eines spärlichen Haines fand ich die dürftig oder fünfzig schmalen Gräber, schmucklos und kaum von Gräsern bewachsen. Niedere, namenlose Hügel waren es, aus denen ein kleines eisernes Kreuz wie eine verrostete dreißigerige Hand hervorgriff, und die den Eindruck unsagbarer Traurigkeit erweckten.

Gleich hinter dem Plötzensee aber trat ich auf die großen ausgedehnten Friedhöfe der St. Johannis-, der Heilands-, der St. Pauls- und der Nazarethgemeinde, und als ich die Seestraße zurück durch Wedding ging, kam ich an der langen gemeinsamen Umfassungsmauer der Friedhöfe der St. Philippus-, der Apostelgemeinde und der Charité vorüber.

Friedhöfe hinter Friedhöfen.

Schon am vergangenen Tage, dicht hinter dem städtischen Krankenhause von Charlottenburg, war ich auf die ersten Gräber gestoßen; nun sollte ich sie nicht mehr aus den Augen verlieren. In Schönholz traf ich sie und in Niederschönhausen, in Weißensee und in Lichtenberg, in Friedrichsfelde, bei Neukölln, bei Tempelhof und weiter.

Wie ein gewaltiger ausgedehnter Ring von Gräbern ziehen sie sich in endloser Kette um die Stadt. Nicht weniger als die Laubenkolonien erscheinen auch sie charakteristisch für das Antlitz der Peripherie, und trostlos eintönig wie diese, sind sie alle einander gleich. Auch sie sind wie Städte, die ihre Straßen haben, Straßen von Gräbern, ihre Hausnummern, ihre Plätze und Avenuen, die Namen führen wie die Straßen von Lebenden. Alle tragen denselben Schmuck unschöner Kreuze, greller Namen, die laut sind und weh tun, und noch im Tode scheinen sie von menschlichen Leidenschaften behaftet, und jeder müht sich, sein Kreuz höher zu halten als der andere. Auf die offenen Seiten vergilbter Porzellanbücher aber fiel moderndes Laub.

Zuweilen auch lagen die Friedhöfe mehrerer Gemeinden eng beieinander, wie eine geschlossene Gruppe, die vor den Häusern herzieht. Am Wedding hatten sie sich wie eine Barriere vor die Front der Straße geworfen, aber die Häuser sind längst darüber hinweggesprungen, wie sie die Friedhöfe im Innern der Stadt zerstampft und zertreten haben.

Und wie die Stadt sich ausdehnt, so dehnt und weitet sich die Kette der Gräber. Sie sind die ersten Vorposten im Land, und sie begegnen sich mit den Friedhöfen draußen in den Dörfern. Nun haben sie sich auch bei Stahnsdorf niedergelassen, weit hinter dem Grunewald haben sie angefangen, die sandige Erde zu düngen. Die Toten haben es eilig bekommen. Sie haben ihre Automobile und Eisenbahnen, und der gleiche schlecht gefederte Schienenstoß, der sie Jahre hindurch täglich hinabtrug in die dumpfe Luft ihrer Bureauzimmer und Schreibstuben, trägt sie zuletzt auch hinaus zu endlichem Schlaf.

So ziehen die Häuser der Toten vor den Häusern der Lebenden her. Und dieser breite, weit gezogene Ring der Gräber, der, rein als äußerliches Bild genommen, ständig die Stadt mit ihrem unendlichen Leben umgibt, erschien mir zugleich als ein Symbol jeglichen Lebens, das vom Tode dauernd umschlossen ist.

Von Wedding bis in die Rieselfelder.

Am Wedding setzte ich mich in der hellen Herbstsonne einen Augenblick auf die hohe Terrasse des neuen, noch unvollendeten Schillerparks, ein gewaltiges steinernes Bollwerk, mit dem man die Sandmassen der alten „Wurzel- oder Reßberge" umkleidet hat. Von seiner Höhe erblickte ich dicht unter mir eine offene grüne Rasenfläche, die sich freundlich davor ausbreitet und merkwürdig fremd anmutet zwischen diesem Wirrsal von aufgewühlter Erde, Neubauten, Laubenkolonien, Fabriken und Friedhöfen, die in ihrem Durcheinander den Eindruck eines Trümmerfeldes machen.

Hinter der Rasenfläche dieses bäumelosen Parks war man eben im Begriff, eine Laubenkolonie abzureißen; vielleicht daß sie neuen Häusern Platz machen sollte. Der Boden sah wie verbrannt aus, die beiseite geworfenen Bretter und Lumpen erinnerten an eine von Feuer vernichtete Wohnstätte. Die Erde, der man mit Hacke und Schaufel, durch Sonnenblumen und Kartoffelkraut, mit bunten Bohnen schnell die letzte Kraft noch zu entziehen versucht hat, rüstet sich hier, die steinerne Sohle der Häuser zu empfangen . . . Erde, die Kern trug, auf der Weizen schwankte, Saatwicken, eine Blüte Mohn, bereitet sich unter den plumpen Füßen dunkler Mietskasernen, unter einer engen Decke von Asphalt wie ein Gefangener eingekerkert im Finstern zu liegen. Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte lang.

Ein paar Schritte weiter fand ich die zweihundertelmundneunzigste Gemeindeschule von Berlin in einer Holzbaracke untergebracht. Ein Zaun zog sich um den niederen Schuppen mit einer gesonderten Tür für die Knaben und Mädchen. Hinter dem nächsten Straßenübergang aber schon ragten die hohen Giebel der zweihundertvierundzwanzigsten bis zweihundertsiebenundzwanzigsten Berliner Gemeindeschule, die breit und wuchtend dalag wie ein Palast.

Ich ging quer durch Reinickendorf, das einer vollkommenen Stadt gleicht, mit dem einzigen Unterschied, daß hier Gendarmen statt Polizisten die Straßen bewachen. Allmählich hinter Fabriken kam wieder freies Feld. Die Gegend wurde friedlicher, und ich kreuzte den weitausgedehnten Schützenpark von Schönholz, der einen Umfang von 50 000 Quadratmetern hat, und dessen Schießstände und Karussels unter einer grauen Decke von Segelleinen schliefen. Einige wenige Kiefern ragten, traumhafte Vorstadtstraßen kamen, und zuletzt der Park von Niederschönhausen. Das kleine Schloß mit verschlafenen Fenstern, in dem die Gemahlin Friedrich des Großen einsame Jahre verbrachte, lag in sonnigem Frieden. Brennende Barrieren von rotem Laub kreuzten die Wege, durch die Menschen ohne Hast vorübergingen. Die Großstadt war einen Augenblick vergessen. Automobile verirrten sich selten hierher, und Straßenbahnen, die man sonst nur überfüllt in der Leipziger Straße oder am Potsdamer Platz zu sehen gewohnt war, erschienen mit leeren Wagen merkwürdig vertraut und fremd zugleich in dieser Gegend. Ein-, zweimal traf ich auf einen Wagen von Wertheim oder Tietz, wie auf die letzten Ausstrahlungen Berlins.

Als ich nach Pankow hineinkam, wuchsen die Häuser von neuem über mich. Gleich hinter der Eisenbahn, die nach Stettin führt, wandte ich mich linker Hand zurück ins Freie. Der Wasserturm von Heinersdorf, wie ein Campanile gebaut, ragte aus der Ebene, ein verirrter Italiener in dieser Berliner Landschaft. Immer wieder

* Der erste Artikel ist in Nr. 592 erschienen.